



Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.

XIX. Jahrg. Prag, 14. Juni 1918 (4. Tamus 5678). Nr. 12.

Inhalt:

Abt. ben Meir Ibn Esra.	Kleine Geschichten aus dem Leben
Zum siebzehnten Tamus. Ben Jehuda.	großer Männer. Dr. Adolph Kohut.
Sein Kinderglaube. K. V.	Guck in die Welt.
Das Schulklopperl. J. Fried.	Übersetzungs-Aufgabe.
Die Juden in Kaukasus.	Rätsel.
Klima und Jahreszeiten in Palästina.	

Erscheint jeden zweiten Redaktion und Administration:
Freitag. Prag II., Stefansgasse 629.

Bezugspreise: für Oesterreich-Ungarn K 10.—
für Deutschland Mk. 8.—
Einzelne Nummern 40 h. Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Abdruck nur unter Quellen- und Autorenanzeige gestattet.
A. K. Postsparkassa Konto 52.742. B. H. Postsparkassa in Sarajevo No.-Nr. 7.768.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Philipp Lebenhart.



Samstag, den 15. Juni

קרח פ"ד

Inhalt des Wochenabschnittes:

Korahs Auflehnung gegen Gott und seinen Diener Mose. Seine Bestrafung. Mose stellt zwölf Stäbe, für jeden Stamm einen Stab, für Ahron gleichfalls einen in die Stiftshütte. Während alle anderen kahl blieben, grünte Ahrons Stab und trieb Knospen und Blüten, was für seine Priesterschaft als weiteres Zeugnis galt. Dem Stamme Levi werden die Zehnten der Feldfrüchte zugewiesen.

Samstag, den 22. Juni

חקה ובלק פ"ה

Inhalt des Wochenabschnittes:

Von der roten Kuh und dem Reinigungswasser. Moses und Ahron verurteilen sich bei dem Haderwasser. Verweigerter Durchzug durch Grom. Ahron stirbt und Eleazar wird Hohenpriester. Der kananitische König Arad wird besiegt. Die eiserne Schlange. Die Israeliten besiegen die Könige Sichon und Og. Moab fürchtet das siegende Israel und entsendet den Bileam, dasselbe zu verfluchen, der aber auf Geheiß Gottes Israel segnet.

Donnerstag, den 27. Juni der 17. Tamus, Fasttag.

Das Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums wendet sich in einem Aufrufe an die Öffentlichkeit wegen Sammlung von Wäsche für die heimkehrenden Kriegsgefangenen, worin u. a. ausgeführt wird:

Unsere aus der Gefangenschaft heimkehrenden Krieger befinden sich zum größten Teile in einem Zustande arger Verwahrlosung.

Bei dem drückenden Mangel an Textilprodukten und dem ins Vielfache gesteigerten Bedarf für unsere Armee ist aber die Heeresverwaltung außerstande, nimmehr auch für die Heimkehrer Wäsche in ausreichender Weise anzubringen.

Das Kriegsfürsorgeamt wendet sich daher an jene Teile der Bevölkerung, die in ihrem Haushalte noch über derartige Bestände an Wäsche verfügen und in der Lage sind, irgend ein entbehrliches Wäschestück der nachstehend bezeichneten Art abzugeben.

Die Sammlung wird ausschließlich auf Männerhemden und Männerunterhosen, und zwar in noch gebrauchsfähigem und gereinigtem Zustande beschränkt.

Dies erfolgt in der Weise, das jeder, der von je einem Duzend Männerhemden oder Männerunterhosen je ein Stück kostenlos oder je zwei Stück gegen Bezahlung abgibt, eine besondere Bestätigung hierüber ausgestellt erhält.

Im Falle der entgeltlichen Überlassung wird für jedes brauchbare Männerhemd ein Betrag von K 12.— und für jede brauchbare Unterhose ein Betrag von 8.— bar vergütet.

Gaben von Wäsche werden jederzeit in Wien von der Sammelstelle, IX., Währingerstrasse 32 (Telefon 12367), außerhalb Wiens von den Militärstationskommanden und den Gendarmeriepostenkommanden entgegengenommen; weiters von den Lokalkomitees, welche gewiß wieder mit patriotischem Eifer ihre Tätigkeit entfalten werden.

In Wien werden die Wäschestücke auch nach vorherigem Aufruf vom Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums, IX., Berggasse 20 (Telephon 14171, 12516, 14575, 14322) direkt bei den Besitzern abgeholt. Dorthin sind alle Wäsche zu richten.



Nr. 12.

Prag, den 14. Juni 1918.

XIX. Jahrg.

Abraham ben Meir Ibn Esra, Ibn Esra genannt.

1100—1175.

Die Völker in ihrem Gesange.

Das Lied aus der Ismaeliten Mund
Besingt der süßen Liebe holden Bund;
Edom singt nur von Kämpfen und von Kriegen,
Von blut'gen Heldentaten, Rachesiegen.
An Geist und Wis ist Hella's Muse groß,
Und Rätsel kommen aus der Jüder Schoß.
Doch Lieder, die zu Gottes Ruhm erklingen,
Vermag nur Israel allein zu singen.

Die wahre Größe.

Wo ich auch bin — mein Rang geht nicht verloren!
Nicht wähl' ich mir den Platz, wie jene Toren,
Die, obenan, sich dünken eine Größe,
Indes der Platz nur decket ihre Blöße.
Mich braucht nicht erst die Stelle zu befränzen; —
Bei Jenen muß, was fehlt, der Ort ergänzen.

Das Verhängnis.

Vergebens ist nach Glück mein Streben,
Der Himmel will, daß ich verderbe!
Wär' Totenkleidung mein Gewerbe, —
Es stürbe Keiner all mein Leben!
Mein traurig Loß, das hart und herbe —
Ein böß' Gestirn hat mir's gegeben!
Wollt' ich durch Lichtverkauf mich heben —
Es schien die Sonne bis ich sterbe!

Aus „Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus dem elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert“ von Dr. S. J. Kaempf, Prag.

Zum siebzehnten Capitel.

Seit undenklichen Zeiten wurden immer die kleinen Staaten und Völker von den großen und mächtigen gedrückt und erdrückt. Wenn auch später die großen Völker ihre Meister fanden und selbst die Beute anderer wurden, so hat diese Tatsache an dem Schicksale des kleinen Volkes, das inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen ist, nichts geändert. Es ist der Lauf der Welt, ein ehernes Gesetz, das sich in der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit immer und stets Geltung zu verschaffen verstand. Wenn trotzdem ein kleines Volk diesem Schicksale nicht verfiel und sich aus dem grauen Altertum von der zahlreichen stammverwandten Volksfamilie ganz allein bis in die Gegenwart hinein erhalten hat, und wenn es trotz seines hohen Alters sich immer wieder verjüngt und gleichen Schritt mit jugendfrischen Nationen zu halten imstande ist, dann müssen in diesem Volke Kräfte wirken, die aus Wunderbare grenzen. Nimmt man noch hinzu, daß dieses Volk seit Jahrtausenden keine einigenden Mittelpunkte hat und trotzdem eine offensichtliche Einheit bildet, daß es ferner auf allen Gebieten des menschlichen Könnens und Wissens in den vordersten Reihen zu finden ist, dann muß man sich unwillkürlich fragen, woher schöpft dieses Häuflein Menschen all die hierzu erforderliche Kraft?

Wenn nun schließlich erwogen wird, daß, um sich durchzusetzen, dem Volke von aller Welt die größten, ja oft unübersteigbare Hindernisse in den Weg gelegt wurden, da erst wird man sich der Großartigkeit dessen bewußt, was wir heute unter dem Namen jüdisches Volk zu verstehen haben. Und wenn uns bloß Trümmer von dem Volke Israel erhalten geblieben wären, so müßten auch diese Trümmer beweisen, wie fest die Grundsteine gewesen sind. • Allein, es ist kein absterbendes, sondern zu neuem Leben erwachtes Volk, das nicht bloß leben will, sondern tä-

tigen Anteil an den Aufgaben der Völker fordert. Daß dem so ist, und daß das alte und doch ewig junge Israel, allen Widerwärtigkeiten trotzend, in der Lage ist, heute seine Rechte geltend zu machen, hat es einzig und allein den geistigen Schätzen zu verdanken, die göttlichen Ursprunges sind und von Geschlecht zu Geschlecht gehegt und gepflegt, vererbt und hochgehalten wurden.

Vornehmlich ist es die heilige Schrift, die Bibel, das Buch der Bücher, welches unserem Volke Jahrtausende hindurch die eigene Scholle, Heimat und Vaterland gewesen ist.

Aus diesem Grunde allein muß uns dieses Buch teuer sein und wir müssen zu erfassen trachten, was darin so Großes enthalten ist, das unsere Väter und Urväter widerstandsfähig gegen alle Verfolgungen machte und daß alle Drohungen sie nicht zu bewegen vermochten, dem Gotte, der aus diesem Buche zu seinem Volke spricht, die Treue zu brechen.

Wenn wir dies tun und dem Buche unsere Aufmerksamkeit widmen, es in die Hand nehmen, darin blättern und die einzelnen Abschnitte überblicken, da wird sich in uns eine eigenartige Wandlung vollziehen. Fast unbewußt werden wir von dem Buche angezogen, die Sätze und selbst die Buchstaben wirken auf uns ein, regen unser Interesse immer mehr an, wir lesen und forschen darin und nehmen es wiederholt zur Hand, bis uns jedes Wort ins Herz und Blut übergegangen ist. Es sind Worte, die an uns ergangen sind, die unseren Vätern der Born alles Wissens waren, die ihnen Heimat und Vaterland, die Liebe der Völker und die Achtung der Nationen ersetzen mußten. Hierher flüchteten sie vor der Welt des Böbels und starben mit dem Buche in der Hand. Das ist die Bibel dem Volke der Bibel. Das ist auch die Macht, welche es geeignet machte, Jahrtausende zu überdauern und frohen Mutes in die Zukunft zu blicken. Ben Jehuda.

Sein Kinderglaube.

Eine Geschichte von der Schulbank. Von A. J.

Mit einem unwillkürlichen Seufzer warf sich Professor Doktor Adolf Süßner in S. . . in seinen Lehnstuhl zurück und starrte traumverloren in den heiteren Julihimmel hinaus. Der Stoß der vor ihm aufgespeicherten Schularbeitshefte, die er soeben korrigiert, stand zwar in keinem Verhältnis zu dem winzigen Häuflein, das noch der Erledigung harpte, aber er fühlte keine Veranlassung auf die beständige Korrigierarbeit, die er geleistet, mit Befriedigung zurückzublicken.

Das Ergebnis war heute ein gar zu trauriges gewesen — selbst die besseren Schüler erhielten das verdammende Urteil in Gestalt eines „Nicht genügend“.

Das würdige Klassenoberhaupt griff nach einem neuen Hefte, flüchtig streifte sein Blick den Namen des Inhabers — Karl Freund — einer der Schwerfälligsten und Gleichgiltigsten der ganzen Prima . . .

O! — Wessen würde man sich da zu gewärtigen haben!

Aber merkwürdig!

Des Professors Blicke musterten mit gewohnter Gewissenhaftigkeit Wort um Wort. Zeile um Zeile und der Rand des Hefes hatte noch immer keinen einzigen roten Federstrich aufzuweisen. Konnte so etwas mit rechten Dingen zugegangen sein? Mit nichten, sagte sich Professor Süßner als gewiegter Pädagoge.

„Täuschungsversuch — zweifellos!“ wiederholte er für sich wie zur Bekräftigung seines Verdachtes. Ein Einvernehmen mit dem Nachbar war ausgeschlossen, aber gab's nicht noch andere Hausmittelchen, um das corrigierte la fortune möglichst unauffällig ins Werk zu setzen? Irgend ein im Ärmel verborgenes Zettelchen zur Not, eine einwärts beschriebene Papiermanschette, ein doppeltes Löschpapier — er

kannte das alles auf Grund seiner langjährigen Lehrtätigkeit und wollte jetzt ein Exempel statuieren.

Ein zaghaftes Klingeln an der Flurtür brachte den Faden seines Gedankenganges plötzlich zum Reißen. Das Dienstmädchen erschien mit der Meldung: „Herr Professor, draußen ist ein Schüler Freund aus Prima, ob Herrn Professor sprechen könnte!“

In der Miene des Angeredeten zuckte es auf wie Wetterleuchten, indem er hastig hervorstieß: „Freund . . . Bitte, eintreten zu lassen . . .“

Der Gemeldete erschien und mit einem scheuen Seitenblick auf die lateinischen Hefte fing er stockend an: „Ich bitte vielmals um Entschuldigung Herr Professor, wenn ich störe. Aber ich hatte keine Ruhe. Ich bin . . . ich komme nämlich wegen der lateinischen Schularbeit“ — „Aha! das böse Gewissen!“ dachte der Professor. — „Ich möchte nämlich zu gern wissen, Herr Professor, wie ich heute geschrieben habe,“ fuhr der Knabe fort, während seine Stimme zitterte und sein Blick unruhig umherflatterte. —

„Merkwürdig gut, Freund!“ antwortete der Gefragte mit eigentümlicher Betonung und fixierte den vor ihm Stehenden mit scharfen Blicken. Er bemerkte, wie bei diesen Worten ein Leuchten über die Züge des Schülers glitt und die bleiche Farbe seines Gesichtes einem flüchtigen Erröten wich. —

„Gut, wirklich gut?“ fragte er mit steigender Betonung, ungläubig und doch freudig erregt zugleich.

„Ja, gut,“ nahm Professor Süßner das Wort. „Uebrigens, mein lieber Freund, hat mich dieser Ausfall Ihrer Klassenarbeit bei Ihren sonstigen höchst mangelhaften Leistungen einigermaßen in Erstaunen gesetzt. „Wie haben Sie das nur fertig gebracht, mein Bester?“ „Ich habe“ — begann der Gefragte,

stocfte aber jogleich wieder, indem er in offenerbarer Verlegenheit feinen Blick zu Boden jenfte. „Ich ſchäme mich faſt es Ihnen zu ſagen, Herr Profeſſor. Ich fürchte Sie werden mich für albern oder töricht halten. —

„Für albern oder töricht,“ wiederholte Profeſſor Süßner gedehnt. „Ich verſtehe Sie nicht ganz, lieber Freund. Sie haben mir etwas zu geſtehen, ich ſehe es Ihnen an und erwarte von Ihnen die volle Wahrheit. Haben Sie Vertrauen zu mir! Denken Sie an Ihre alte Mutter.“

Ein Tränenſtrom aus den Augen des Knaben folgte dieſen Worten.

„Ach, Herr Profeſſor,“ rief er, wie von einer plötzlichen Beſinnung übermannt, „daß iſt es ja gerade . . . meine arme, gute Mutter!“

„Nun, was iſt mit Ihr?“

„Sie iſt erkrankt, Herr Profeſſor, morgen wird ſie in eine Klinik gebracht werden, um operiert zu werden. Mein Onkel hat es mir geſtern geſchrieben. Es wäre eine ſchwere Operation hat der Arzt geſagt und er wiſſe noch nicht, ob ſie es überſtehen werde. Aber ich ſolle nicht kommen, um die Kranke nicht unnütz aufzuregen. O, ich habe ſie immer ſo lieb gehabt, meine Mutter, weil ſie immer ſo gut zu mir geweſen. Und nun, ſehen Sie weiß ich doch, daß ich ſie behalten werde. Ich will's Ihnen, Herr Profeſſor, genau erzählen, aber bitte lachen Sie mich nicht aus. Als ich den Brief meines Onkels bekommen hatte, machte es mich ſo traurig, daß ich faſt gar nichts eſſen konnte. Und des Nachts ſchlafen konnte ich erſt recht nicht. Da habe ich lange im Bette wach geſeſſen und habe auch gebetet zum lieben Gott, daß er mir meine liebe Mutter am Leben erhalten möchte. Und dann weiß ich nicht wie es kam, daß mir plötzlich die Schule einfiel, daß wir am folgenden Tage eine lateiniſche Arbeit ſchreiben würden und daß ich — daß ich noch gar nichts getan hätte, das

gab mir einen Stich und ließ mir keine Ruhe mehr. Und dann dachte ich, wenn ich nun aufſtünde, ganz leiſe, unauffällig mich ankleidete und in der Nacht lerne, ſo fleißig und unabläſſig, das mir etwas beſonderes gelänge, eine gute lateiniſche Arbeit in der Schule, dann würde die Kranke gewiß nicht ſterben. Und je länger ich darüber nachſann, deſto mehr glaubte ich daran und ich konnte nicht anders, wie eine Schickſalsprobe, wie ein Zeichen wollte ich es anſehen, wenn mir die Arbeit gelänge. Und ſo habe ich mich aus der Kammer geſtohlen, habe gelernt und gearbeitet, ohne aufzuhören biß das Wachſlicht heruntergebrannt war. Dann ward ich ruhiger und bin feſt eingekſchlummert.“

Die mit kindlicher Offenheit und Natürlichkeit gemachten Mittheilungen des Knaben, deſſen ſonſt ſo matten Augen von einem eigenthümlichen Glanze leuchteten, hatten eine tiefe Wirkung auf den Zuhörer hervorgerufen.

Wie ein armes Menſchenkind kam ſich plötzlich der gelehrte Mann vor in ſeinen unbegründeten Verdächtigungen gegen Freund, der ihm durch das, was er ſoeben erzählt, um Kopfeslänge gewachſen ſchien. „Recht ſo, mein lieber Freund!“ ſagte er mit Wärme und hielt ihm die korrigierte Arbeit hin. „Wie Sie ſehen, haben Sie eine gute Arbeit geſchrieben und ich wünſche Ihnen von Herzen, daß alles gut geht.“

Damit reichte er ihm die Hand zum Abſchied.

Wiederum ſaß der pflichtgetreue Pädagoge hinter den Heſten.

Auch heute ward er in ſeiner Thätigkeit durch die Anmeldung eines Schülers unterbrochen: es war Freund. Einen Augenblick durchzuckte es den Profeſſor, wie eine bittere Vorahnung, die jedoch durch die freundlich erregte Miene des ſoeben Eintretenden ſofort verſcheucht wurde. „Hier, Herr Profeſſor,“ rief er „leſen Sie dieſe De-

peſche
nur w
„Op
Ordn
bekom
Herr
komme
Freud
ner de
die A
dender
Sie n
grüßen
S
Freun

G
Unglück
niedrig
in jener
deren
einen
Wohn
lich al
das J
betriebl
Allerd
gemein
ſich r
pflegt
hagere
Ziegen
behäbi
mit e
barte,
Gaſin
Gäſter
kupfer
freilich
recht
von g
vielm
ner fl

peische von meinem Onkel!" Es waren nur wenige, aber inhaltschwere Worte: „Operationen gut verlaufen, alles in Ordnung, komme, sobald du Urlaub bekommen kannst.“ — „Sehen Sie, Herr Professor, es ist wirklich so gekommen, wie ich es ahnte.“ — Mit Freuden erteilte Klassenvorstand Süßner den erbetenen Urlaub. Ihm wurden die Augen feucht, als er den Scheidenden mit den Worten entließ: „Ziehen Sie mit Gott, mein kleiner Held, und grüßen Sie Ihre Mutter von mir.“

So schied Lehrer und Schüler als Freund.

Sie sind es geblieben.

Durch die aner kennenswerte Leistung, zu der sich der junge Primaner in schwerer Stunde aufgerafft, war bei ihm der Glaube an das eigene Können und damit die Freude an der Arbeit geweckt. Das warme Interesse, welches der Lehrer seinem nunmehrigen Streben entgegenbrachte, vergrößerte seinen Verneifer.

So ward er ein guter Schüler und hat das Rüstzeug, einmal ein ganzer Mann zu werden.



Das Schulklopferl.

Eine Erzählung von J. Fried.

2. Kapitel.

Etwa hundert Schritte von der Unglücksstätte befand sich eine kleine, niedrige Hütte, die wie ein Vorposten in ziemlicher Entfernung von den anderen Häusern stand. Sie besaß nur einen einzigen Raum, der als Küche, Wohn- und Schlafzimmer, hauptsächlich als Werkstätte benützt wurde. Denn das Familienhaupt Samuel Schwarz, betrieb das ehrsame Schneiderhandwerk. Allerdings entsprach er wenig der all-gemein üblichen Vorstellung, die man sich von einem Schneider zu machen pflegt. Er hatte weder eine lange, hagere Gestalt, noch einen sogenannten Ziegenbart, sondern war ein kleines, behäbiges, wohlgenährtes Männchen mit einem langen Backen- und Kinnbarte, so daß man ihn eher für einen Gastwirt gehalten hätte, der seinen Gästen fleißig zutrinkt und davon eine kupferne Nase bekommt. Da hätte man freilich dem guten Manne großes Unrecht getan; denn er war kein Freund von geistigen Getränken, begnügte sich vielmehr mit dem Wasser, das aus einer klaren Quelle nicht weit von seiner

Hütte krystallhell aus dem Felsen hervorquoll. Nur am Freitag Abend und beim Beginne der Feste, wenn er Kid-dusch und beim Ausgange des Sabbath's und der Feste, wenn er Habdalah machte, trank er Wein, wenn man ein Getränk so nennen kann, das seine Frau aus Rosinen, Zimmt, Zucker und Wasser braute. Aber einmal im Jahre oder besser gesagt zweimal und zwar an den beiden Sederabenden, da trank er wirklichen, echten roten Wein, vier Becher, wie es seit uralten Zeiten in den jüdischen Familien gebräuchlich ist.

Schwarz war, das darf man nicht verschweigen, nur zeitweise Schneider; denn nicht immer hatte er Gelegenheit sein Handwerk auszuüben. Wenn eine solche unfreiwillige Unterbrechung seiner Berufstätigkeit eintrat, die tage-oft sogar wochenlang dauerte, nahm er seine Bücher her und las fleißig; denn er liebte das Studium der heiligen Schrift und trachtete, alle Kommentare derselben gründlich kennen zu lernen. Wenn er über irgend einer Stelle nicht im Klaren war, ging er

zum Rabbiner, der ein sehr gelehrter Mann war und ein großes Wissen besaß, und dieser löste alle seine Zweifel.

Denn es gab noch einen zweiten Schneider im Orte, der fast alle Gemeinlichen zu seiner Kundschaft zählte.

Schwarz war nämlich ein kreuzbraver, ehrlicher, gutmütiger, frommer und wohlthätiger Mann, aber — kein Schneider. Er gab zwar seinen wenigen Kunden feste unzerreißbare Stoffe, seine Stiche hielten wie Eisen, aber seine Anzüge paßten nie. Entweder war eine Schulter höher als die andere; oder war ein Ärmel länger, der andere kürzer; einmal war der Rock so eng, daß ihn nur der spindeldünne Gemeindediener hätte tragen können, das anderemal wieder machte er einen so weiten Rock, daß zwei Personen bequem darin Platz gefunden hätten.

Man vertraute ihm schließlich nur Flickarbeiten an, die allerdings nur sehr geringen Verdienst abwarfen. — Aber er und Röschen, seine Frau, hatten so geringe Bedürfnisse, daß sie zufriedener und glücklicher lebten, als viele Reiche, die nie mit dem zufrieden sind, was sie besitzen.

„Ich kann Weißbrot essen, ich kann Schwarzbrot essen,“ pflegte Schwarz zu sagen. Damit meinte er, er hätte gar nichts dagegen, wenn er reich wäre und ein gutes Leben führen könnte, andererseits aber auch zufrieden sei, wenn sein Leben einfach und genügsam bleibt. Und ebenso dachte auch sein Röschen.

Manchesmal allerdings murrte sie ein wenig, wenn die Aufträge ausblieben und sie die geringen Ersparnisse angreifen mußten, die sie für ihr Alter oder für die Zeit der Not und Krankheit zurückgelegt hatten.

Aber ihr frommer Mann beruhigte und tröstete sie mit seinem Gottvertrauen, das ihn in seiner Lebenslage verließ: „Gott wird schon weiter helfen. Er hat uns bisher nicht verlassen und wird uns auch nicht in der Zu-

kunft verlassen.“ Weißt du nicht, daß geschrieben steht: „Siehe, es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels?“

Wenn sich Schwarz in seinen unwilligen Mußestunden mit dem Studium und der Erforschung der heiligen Schrift beschäftigte, Röschen hatte nichts dagegen einzuwenden. Aber oft hielt er mitten in der Arbeit inne, legte die Nadel, die er fleißig gehandhabt hatte, nieder oder stellte das Bügeleisen, das in voller Glut war, beiseite, stützte den Kopf auf beide Hände und saß da wie im Traum verloren. Und wenn ihn seine Frau fragte, was sich ereignet habe, gab er ihr verlegen zur Antwort:

„In dem Wochenabschnitte, welcher aus der Thora gelesen wurde, ist mir eine Stelle unklar. Ich muß fortwährend nachdenken und kann ihren Sinn nicht begreifen. Am besten ist's, ich mache einen Sprung zum Kantor, der wird es vielleicht wissen.“

Und wenn Röschen entgegnete: „Das hat ja keine Eile. Du kannst mit ihm beim Abendgebet sprechen, gab er zur Antwort:

„Es ist doch besser, ich gehe gleich und verschaffe mir Klarheit, sonst plagen mich meine Gedanken und ich kann die Arbeit nicht ordentlich verrichten.“

Schwarz ließ dann Nadel und Bügeleisen im Stiche und ging zu seinem gelehrten Freunde, um sich bei ihm Aufklärung zu verschaffen. Hatte er seinen Zweck erreicht, setzte er sich wieder zu seiner Arbeit und suchte mit Eifer das Versäumte nachzuholen.

Aber nicht lange dauerte es, so ließ er wieder eine Unterbrechung eintreten in seiner Tätigkeit. Seine Hände ruhten, dafür aber war sein Geist tätig, er dachte wieder über etwas nach.

„Was machst du denn schon wieder?“ sagte dann Röschen mit einem leisen Vorwurf in ihrer Stimme.

„Ich trachte,“ war die gewöhnliche Antwort. Er meinte damit, daß er nachdachte.

beit
Rum
die
gegr
gerl
Ran
da l
Büch

„ich
fann
dane
habe
nich
habe
förg
wär

Rös
Ma
bete

blei
gest
len,

Sch
haut
fahl
noch
ich
fehle

ein
gleit

war
den
ein
sagt
sich
beist

Stu
Rat
im
Sch
Gin
Dur

„Trachte lieber, daß du deine Arbeit bald fertig bringst, damit die paar Kunden, die wir haben nicht ungeduldig werden und uns verlassen,“ entgegnete sie dann schon ein bißchen ärgerlich. „Du hättest anstatt Schneider Kantor oder Rabbiner werden sollen, da hättest du den ganzen Tag in den Büchern liegen können.“

„Sei nur nicht böse“ begütigte er, „ich werde nicht mehr trachten, aber ich kann mir nicht helfen, wenn die Gedanken über mich kommen. Uebrigens haben wir ja keine Not, es geht uns nicht schlecht. Und schließlich für wen haben wir es denn eigentlich nötig zu sorgen? Wenn wir Kinder hätten, dann wäre es etwas anderes.“

„Ja, Kinder“ seufzte Frau Köschen auch heute, während sich ihr Mann ankleidete, um zum Abendgebete in das Gotteshaus zu gehen.

„Könntest du diesmal nicht zuhause bleiben? Es ist ein schreckliches Schneegestöber und du könntest dich verführen,“ mahnte sie da besorgt.

„Was fällt dir ein?“ fiel ihr Schwarz ins Wort. „Heute soll ich zuhause bleiben, wo man das erste Chanukahlicht anzündet? Nein, da habe ich noch nie im Tempel gefehlt und solange ich gesund bin, will ich auch nicht fehlen.“

Da wand sie ihm zur Vorsicht noch ein dickes Tuch um den Hals und begleitete ihn bis an die Schwelle.

Als er vom Gotteshaus zurückkam, war er ganz außer Atem und schüttelte den Schnee von den Kleidern. „So ein Wetter wie heute denke ich nicht,“ sagte er nach einer Weile, nachdem er sich erholt hatte. „Gott soll demjenigen beistehen, der jetzt unterwegs ist.“

In diesem Augenblicke rüttelte der Sturm an den Fenstern mit solcher Kraft, daß eines aufsprang, die Lampe im Zimmer erlosch und eine ganze Schneewolke hereingeschleudert wurde. Eine Weile standen sie erschrocken im Dunkeln. Endlich gelang es ihnen,

die Kerze anzuzünden und jetzt versuchten sie es, das Fenster wieder zu schließen, was ihren vereinten Bemühungen aber erst nach langem Kampfe mit dem Sturme gelang.

Nach und nach legte sich der Sturm und sie hörten das Gefächze der Raben und das Geheul der Gule. Schwarz, der aber ein sehr feines Gehör hatte, sagte: „Mir kommt vor, als wenn ich das Weinen eines Kindes gehört hätte.“

„Wo kann jetzt ein Kind bei diesem Wetter draußen sein? Du hast dich gewiß geirrt. Es war eine Sinnestäuschung,“ entgegnete die Frau und Schwarz sah das ein. Er nahm sein Gebetbuch, zündete das erste Chanukahlicht an, betete die vorgeschriebenen Segensprüche und sang das schöne, herrliche Chanukahlied nach der altergebrachten Weise. Als er geendet hatte, sagte er leise: „Mir ist es während des Singens wieder vorgekommen, als wenn draußen ein Kind geweint hätte. Ich muß doch hinaussehen, was das ist.“ Er zündete seine Laterne an und seine besorgte Gattin folgte ihm mit leisem Kopfschütteln in das Unwetter hinaus. Raum hatten die beiden die Türe hinter sich geschlossen, als ein Windstoß das Licht in der Laterne ausblies. Sie gingen im Finstern weiter, hörten aber keinen menschlichen Laut, sondern nur das Heulen der Windsbraut. Schon wollten sie umkehren; denn sie meinten, es müsse doch eine Sinnestäuschung gewesen sein, als das Gestöber einen Augenblick nachließ und durch eine Lücke im Gewölke das milde Licht des Mondes durchschimmerte, so daß sie doch etwas sehen konnten.

Und was sich da ihren entsetzten Blicken darbot, macht ihr Blut in den Adern vor Schreck erstarrt. Ungefähr zehn Schritte vor ihnen lag eine Frau mit einem Kinde im Arme, fast ganz mit Schnee bedeckt.

„Die Armen“, rief Schwarz aus, „sicherlich sind sie erfroren.“ „Viel-

leicht sind sie noch zu retten, sagte Köschchen schluchzend und beide eilten näher und beugten sich über die leblosen Gestalten.

„Die unglückliche Frau ist sicher schon tot,“ sagte Schwarz, ihr Körper ist ganz kalt und starr, aber der des Kindes ist noch warm. Frage es geschwind in das Haus und reibe es mit Schnee, vielleicht gelingt es uns, es wieder ins Leben zurückzurufen. Ich werde Leute holen, um auch die Frau ins Haus zu bringen und Wiederbelebungsversuche anzustellen, obzwar ich sehr daran zweifle, daß es etwas hilft.“

Köschchen gehorchte und nahm das Kind zärtlich in ihre Arme. Ihr Mann aber lief in das Dorf, klopfte an die Häuser, erzählte von dem Unglücksfalle und forderte die Leute zum Beistande auf. Bald begab er sich mit hilfsbereiten Männern zu der Unglücksstätte. Die erfrorene Frau wurde mit der größten Sorgfalt aufgehoben und ins Haus getragen. Mutter und Kind wurden mit Schnee gerieben; bei der Frau blieben aber alle Bemühungen ohne Erfolg, sie erlangte nicht mehr das Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)



Die Juden im Kaukasus.

Petrowsk selbst ist eine tote Stadt. Aber die Eisenbahn und die Entdeckung der großen Petroleumfelder in Grosnyj einige Meilen weiter, haben dem Orte eine ziemliche Bedeutung verliehen. Natürlich fehlt es in einem solchen Handelszentrum nicht an Juden und obwohl Petrowsk manche Tagreise vom Ansiedlungsrayon entfernt ist, leben dort verschiedene russische und polnische Juden, denen erlaubt worden war, sich in der neuen Stadt eine Existenz zu schaffen. Ich muß gestehen, daß ich im heiligen Rußland nicht ohne Zittern wagte, mich nach Juden zu erkundigen. Die meisten Leute, die ich fragte, wußten mir nichts zu antworten. Endlich wurde ich nach einem Laden gewiesen, der aber — des Sabbats wegen — geschlossen war. Der Besitzer war Jude und zeigte mir in gestenreicher Weise und mehr wortreicher als verständlicher Sprache den Weg nach einem kleinen Schuppen nahe dem Bazar in der Altstadt, wo die Mischkenasim zu beten pflegten. Enttäuscht, hier eine Anzahl von Juden zu finden, die sich in keiner Weise von jenen unterschieden, die ich vom Londoner Ghetto her kannte, fragte ich auf „Jiddisch“, ob es keine

„gorstischen“ oder „Achalzig“-Juden am Orte gebe. „O ja,“ sagten sie, „sie sind die ältesten Einwohner hier, aber wir beten nicht mit ihnen.“

Nach vieler Ueberredung unternahm es aber ein alter Jude, dessen kurze Gestalt sich bis zu den Stiefelabsätzen in seinem langen Rock verbarg, dennoch, mich ein Stück Weges nach der Synagoge der „gorstischen Juden“ zu begleiten. Unterwegs erzählte er mir, daß seine eigene „Schul“ vor ein paar Monaten abgebrannt sei, daß sie mit dem Bau ihrer neuen Synagoge fast fertig seien und daß der Schuppen, wo ich ihn gefunden hatte, nur ein provisorisches Bethaus sei. Er wollte nicht den ganzen Weg mit mir gehen, sondern eilte zurück, sobald die persische Synagoge in Sicht kam.

Diese erwies sich als ein kleiner, viereckiger, freistehender Backsteinbau, zu dem das Haus des Vorbeters und ein Hofraum gehörte. Es war eine Art Verkleinerung der Londoner Bevis Marks-Synagoge und ungefähr hundert Jahre alt. Das Innere sah recht freundlich aus — die Wände waren hellblau getüncht und ein kreisförmiger Almemor nahm die Mitte des

Kau
ster
mit
zwei
und
mitte
Kau
Frau
die r
schrei
(über
geha
über
befan
an e
den
viele

goge
mit
ten
war
jah
ein
ein
Palä
land
geste

schien
in d
ein
nehm
die
fen
beme
nach
und
ender
Haus
ster
zurü
beim

weser
schwa
chan
mal
fante
Patri

Raumes ein. Drei Seiten hatten Fenster — die eine war die Straßenseite mit dem Eingange zur Synagoge, die zweite bot die Aussicht auf die Berge und das Meer und die dritte grenzte mittels Vorhängen den gangartigen Raum ab, in dem etwa ein Duzend Frauen beteten. Die vierte Seite — die nach Westen — enthielt den Thorschrein, dessen grüngestickter Vorhang (über einem von Hirsch und Einhorn gehaltenen Schilde) von einer Krone überragt war. Inmitten des Schildes befand sich ein Gebet zur Erinnerung an einen frühverstorbenen Sohn. In den Synagogen des Orients finden sich viele solche Erinnerungszeichen.

Im Uebrigen bestand die Synagogeneinrichtung aus niedrigen Bänken mit verschiebbaren aufrechten Leseputzen für die Väter. Die Eingangstüre war unnötigerweise mit einer „Mesufah“ versehen und an der Wand hing ein russisch-hebräischer Kalender und ein Verzeichnis der heiligen Stätten in Palästina, das aber leider in Deutschland oder doch für deutsche Juden hergestellt war.

Die betende Versammlung war entschieden malerisch. Die Frauen, die in dem Nebenraume waren, lieferten ein gut Teil Lokalkolorit. Ihr Benehmen war untadelig; denn um nicht die Aufmerksamkeit der Väter abzulenken und um nicht einmal von ihnen bemerkt zu werden, kamen sie erst, nachdem alle Männer anwesend waren und gingen, bevor der Gottesdienst beendet war. Doch konnte ich, als sie das Haus verließen, durch eines der Fenster bemerken, daß manch eine Schöne zurückblickte, wie ihre Ahnfrau Eva beim Verlassen des Paradieses.

Etwa fünfzig Männer waren anwesend. Alle trugen sie den hohen, schwarzen (oder auch weißen) Astrachaniez und die Hälfte von ihnen, zumal die jungen Burschen, das imposante kaukasische Nationalkostüm mit Patronen, Dolch usw. Sie sahen sehr

hübsch und kriegerisch aus in ihrem langen grauen Mantel, der über die Hüfte durch den Gürtel eng zusammengehalten war und an dem über der Brust eine ganze Reihe Patronenbänder angebracht war, die sich neben den Silberschnallen und Patronentaschen sehr gut ausnahmen. Sie waren alle über die Mittelgröße und hatten sehr ansprechende Gesichtszüge. Der eine und der andere von ihnen hätte zu Albrecht Dürers Selbstporträt Modell stehen können.

Der Kaukasus ist der Sammelplatz vieler Nationen. Die vorherrschenden Sprachen sind hier armenisch und türkisch, aber die eingeborenen Juden sprechen persisch untereinander und nur wenige verstehen russisch. Hier wie anderwärts hat das Hebräische als gemeinsame Sprache zu dienen und wir konnten uns auf diese Weise ganz gut miteinander verständigen. Sie sagten mir, sie sprächen persisch, weil sie die Abkommen jener Stämme Israels wären, die Salmanassar, der König von Assyrien, gefangen hinweggeführt und „nach Halah und Habor am Strome Gojan und nach den Städten der Meder“ gebracht hatte (2. Könige 17, 6). Der wahre Grund dürfte aber wohl der sein, daß bis vor einem Jahrhundert die ganze Küste des Kaspischen Meeres unter persischer Herrschaft gestanden hatte. Doch besteht unter den persischen Juden und im Kaukasus die Tradition, daß bis in die neueste Zeit hinein sich dort unabhängige jüdische Stämme erhalten hätten.

Mir wurde gesagt, daß in einem armenischen Kloster bei Kuteis alte Dokumente bewahrt würden, die überzeugend dartun, daß die Juden vor 3—400 Jahren die Herren im Lande waren. Eine Anzahl von ihnen ließ sich zum Christentum bekehren, viele aber blieben dem alten Glauben treu und diese werden von den Russen fast ebenso freundlich behandelt, wie die Karaiten der Schwarzen-See-Gegegend. Der

Rabbi-Chasan, der ziemlich intelligent zu sein schien, sagte mir, daß er und seine Familie, wie auch viele von seiner Gemeinde nicht aus Petrowsk stammen, sondern daß sie von Sura kämen, einem Orte im Gebirge, der etwa fünf Stunden im „Phaeton“ zu erreichen sei; — mit dieser so großartig klingenden Bezeichnung war der wackelige Küttelwagen gemeint, von dem ich auf russischen Landstraßen so viel auszustehen hatte. Der Rabbi sagte, seine Leute seien nur arm, aber seit die Eisenbahn da wäre, ginge es ihnen besser. Er stellte mich auch seinem einzigen Sohne vor, „seinem Troste“, Menachem, wie er rührend genannt wurde; denn alle seine Brüder waren in Sura im Kindesalter gestorben.

Der Gottesdienst wurde ganz und gar vom Rabbiner geleitet, das Ritual war sephardisch, die Gebetbücher waren in Livorno, Wien und Warschau gedruckt. Es gab keine „Cohanim“ in der Gemeinde und ich wurde sowohl als „Cohen“ wie als „Levi“ aufgerufen. Zwei Vorsteher in tadellos weißen, wollenen Handschuhen hielten das „Sepher“, einer an jeder Seite des Lesepultes, aber als der Vorleser zu der Stelle Deuteronomium 28, 15 kam,

da verließen die beiden schweigend den Almemor; der Rabbi laß die Stelle selbst mit schmerz erfüllter Stimme und sprach den großen Segen über die ganze Gemeinde, der wie bei uns einen Teil des Sabbatrituals ausmacht. Hierauf übernahmen die Weißbehandschuhten wieder ihr Amt und der Gottesdienst nahm seinen Fortgang, wobei der Segen nochmals wiederholt wurde.

Die hebräische Aussprache dieser Juden hält etwa die Mitte zwischen der sephardischen und der aschkenasischen. Das Kamez wird „o“ und Cholem „oi“ ausgesprochen; aber die Aussprache der Konsonanten ist wie bei den portugiesischen Juden.

Nach dem Gottesdienste lud mich ein behäbig aussehendes Gemeindeglied ein, mit ihm Kiddusch (Segen über Wein) zu machen und zu essen. Das Mahl bestand aus Wodka Schnaps, Gurken, Chiliz, Huhn mit Reis. Dies war die Zukuska. Dann wurde Wasser zum Händewaschen gebracht und über zwei großen, in- und auswendig sehr braunen Challahs die Moze (Segen über Brot) gemacht. Der Wirt und die Wirtin, sowie die Kinder saßen auf dem mattenbedeckten Fußboden, aber mir wurde ein Stuhl angeboten.

G. H. Adler.



Klima und Jahreszeiten Palästinas.

Es gibt wenige Länder Vorderasiens, in denen die Regenzeit mit solcher Regelmäßigkeit wiederkehrt, wie in Palästina und Syrien überhaupt. Der Sommer beginnt mit der Erntezeit im Mai und dauert bis Ende Oktober. Alles verdorrt bis auf das Laub der Holzgewächse und die künstlich bewässerte Saat. Mitte oder Ende November stellt sich mit dem Westwind die Regenzeit ein, der Frühregen, wie er in der Bibel oft genannt wird. Er ist

dem Lande sicher, fällt reichlich und erweicht den Boden so, daß sich die Aussaat der Feldfrüchte unmittelbar anschließen kann. Eine zweite schwächere Regenzeit folgt gewöhnlich Anfang April. Es ist der „Spätregen“ der Bibel. Der März ist gewöhnlich trocken. In Jerusalem ist die Gesamtzahl der Regentage nur 40—50.

In der Zeit von Mai bis Oktober wiegen trockene, kühle Winde aus Nord und Nordwest vor. Im Winter herr-

ischen
wind

feit
liche
wind

Kalt,
so da
nach

auffi
gefehl
gang

stabe
ein l
9 od

Mitt
unter

fühle
wind
Pflan

Jeru
Nord

und
West
ger k

Ostw
ter g
fürch

lose
(beson
rere

Matt
vorr
daß

nichte
W
period

Zwei
nas g
dem

D
wärm
auch

zahl
genau
Jorda

cho n

ichen hauptsächlich West- und Südwestwinde, die den Regen bringen.

Eine andere wichtige Eigentümlichkeit der Windverhältnisse ist der tägliche Wechsel zwischen Land- und Seewinden. Tagsüber erwärmen sich die Kalkgebirge viel schneller als die See, so daß die kühleren untere Luftschicht nach dem Lande zu weht, wo die heiße aufsteigt. Nachts vollzieht sich der umgekehrte Prozeß und der ganze Vorgang wiederholt sich in größerem Maßstabe in Sommer und Winter. So setzt ein leichter Seewind jeden Morgen um 9 oder 10 Uhr ein, der Jerusalem um Mittag erreicht und bis nach Sonnenuntergang weht. Nachher beginnt der kühleren Landwind. Dieser tägliche Seewind ist für Menschen, Tiere und Pflanzen von großer Bedeutung. In Jerusalem wehen die kühlen Nord- u. Nordwestwinde durchschnittlich 114 Tage und die den meisten Regen bringenden Westwinde etwa 55 Tage. Der weniger häufige Südwind ist wärmer. Der Ostwind ist trocken und daher im Winter gern gesehen, im Sommer aber gefürchtet. Sehr unangenehm ist der ozonlose Südostwind, der Siroko, der oft (besonders im Mai und Oktober) mehrere Tage hintereinander weht und Mattigkeit, Kopfschmerz und Fieber hervorruft. Im Frühjahr kommt es vor, daß er die Kornfelder vollständig vernichtet.

Wegen der Kürze der Uebergangsperiode wird oft auch nur von einer Zweiteilung der Jahreszeiten Palästinas gesprochen, wobei schon der März dem Sommer zugerechnet wird.

Das Klima der Küstenregion ist wärmer als im Innern, hier herrscht auch mehr kühler Seewind und die Anzahl der Regentage, wie auch des Regenquantums ist größer, während im Jordantal weniger Regen und bei Jericho niemals Schnee fällt.

Am Nordende des toten Meeres wird die mittlere Temperatur auf 24 Grad C geschätzt, was fast der tropischen Hitze Nubiens entspricht. — Im Jordantal beginnt die Ernte 3–4 Wochen früher als im Gebirge.

Es wird oft behauptet, daß das Klima innerhalb der historischen Periode sich verändert habe und man schließt aus den häufigen Erwähnungen der früheren großen Fruchtbarkeit des Landes, daß damals günstigere natürliche Bedingungen existiert haben müßten. Alle Angaben des alten Testament jedoch, die sich auf diese Frage beziehen, entsprechen genau den jetzigen klimatischen Verhältnissen und selbst wenn es damals mehr oder größere Wälder gegeben haben sollte, wie vielfach behauptet wird, so kann dies doch nicht in so hohem Maße gelten, daß die klimatischen Verhältnisse dadurch so wesentlich hätten beeinflusst werden können.

Die klimatischen Bedingungen eines Landes ändern sich nirgends innerhalb weniger Jahrtausende und in anderen Fällen, in denen dauernde Verödungen und Verwüstungen den äußeren Anblick eines fruchtbaren Landes verändert haben, würde eine rückläufige wirtschaftliche Entwicklung in sehr verhältnismäßig kurzer Zeit den früheren blühenden Zustand des Landes wieder herbeiführen. Das gilt sicherlich für Palästina. Als Beweis dafür können die Beispiele von Gaza, Jaffa, Beirut und andere angesehen werden, die vor ganz wenigen Jahrzehnten sich wenig oder gar nicht von anderen, heute noch trostlos aussehenden berühmten Orten der Vergangenheit unterschieden, wo aber günstigere Bedingungen einer Entwicklung zur früheren Fruchtbarkeit günstig waren, während die anderen Stätten nur der Menschen harren, deren Tätigkeit auch ihnen die alte Fruchtbarkeit wieder schaffen soll.

Kleine Geschichten aus dem Leben großer Männer.

Nach Dr. Adolph Kohut's „Berühmte israel. Männer und Frauen.“

Auf der Reise durch Marokko.

Joseph Israels, einer der größten und berühmtesten Maler der Gegenwart, durchstreifte eines Tages die schmutzigen holperigen Gassen der Hauptstadt Marokkos, neugierig zu erfahren, wie die viereckigen Steinklumpen, die hier als Wohnung dienen, von innen aussehen. Obwohl es nicht ungefährlich ist, orientalische Häuser zu betreten, ging er in eines hinein und sah einen hohen, dunklen Raum, in dem sich ein großer steinerner Brunnen befand, wie er wohl auf den Bildern von Rachel und Lea dargestellt ist. Ein Rad war hoch über dem Brunnen angebracht, woran Seile und ein eiserner Haken hingen, alles alt und verwittert. — Und Israels erzählt, und es ist, als zeichne er ein Bild klar und deutlich vor unsern Augen:

Als ich mich umfah, bemerkte ich in der anderen Ecke im Dunkel eine Steintreppe, die nach oben führte, natürlich nach den Räumen der Bewohner dieser finsternen Klause. Es war sehr dunkel, aber als ich mich ein Stück oberhalb des Brunnens befand, wurden die Stufen schwach erleuchtet durch eine kleine Öffnung, die sich im Dache befand. Ich wagte mich nicht weiter, nicht wissend, was mir geschehen könnte. Doch als ich da unentschlossen stand und nachdachte, hörte ich in hebräischer Sprache rufen:

„Ma mewafischeho? Was ist Dein Begehr?“

Da trat ich ein und sagte meinerseits:

„Schalom alechem, onauchi jehudi meerez Hollande! Friede mit Euch, ich bin ein Jude aus Holland.“

Ich befand mich in einem dunklen Raum, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, das nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Öffnung stand ein langer Tisch mit schiefen Beinen und darüber lag ein großes weißes Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit der Rolle nach unten hing.

Da saß hinter dem Tisch der jüdische Gezeischreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt und wandte sein fürstliches Haupt mir zu. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig, bleich wie Alabastrer. Falten, kleine und große liefen um die Augen und große, gekrümmte Nase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weißen Schädel und ein langer weißgelber Bart lag in großen Strähnen über dem beschriebenen Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Auf diesen humpelte er mit mir nach dem offenen, flachen Dache das auf dem gleichen Flur mit seinem Zimmer lag. Hier lagen Matten, worauf er sich niederließ und mich ersuchte, mich neben ihn zu setzen.

So sitzend, das fremde Land vor mir, neben mir den langbärtigen Alten, auf den Matten des flachen Daches in Marokko, überkam mich das Gefühl, als ob ich in diesem Augenblicke in einer Welt lebte, von der ich einmal geträumt hatte.

Der
Nesse
Major
einen
seine
klassif
Gellist
Bl
fleißig
schall
Abend

W
zuweil
aber f
sich ni
dann
dem i
großer
kleinen
seite
genen
jährig
musika
began
in spä

De
Sopha
musika
gar fe
Hause
das V
nicht r
besch
er dan
Dose,
schentu
Schnu

W
alten
Handn
wohl
sein,
schriste
dischen

Beim Generalfeldmarschall Graf Moltke

Der im Hause des Marschalls lebende Nefte und Flügeladjutant desselben, Major Hellmuth von Moltke, hatte einen Juden zum Lehrer, den durch seine Kompositionen und Bearbeitungen klassischer Werke berühmt gewordenen Cellisten Philipp Roth.

Philipp Roth war zu jener Zeit fleißiger Gast im Hause des Feldmarschalls und schildert die musikalischen Abende bei Moltke mit viel Liebe:

Während des Unterrichts erschien zuweilen der greise Feldmarschall, bat aber sowohl mich wie seinen Nefen, sich nicht stören zu lassen. Er setzte sich dann uns beiden gegenüber und hörte dem ihm so lieben Instrumente mit großer Andacht zu. Wurden in dem kleinen Musikzimmer des an der Nordseite des Berliner Königsplatzes gelegenen Generalstabsgebäudes, der langjährigen Dienstwohnung Moltkes, solche musikalische Soireen abgehalten, dann begann für die gräfliche Familie erst in später Nachtstunde die Ruhe.

Der alte Herr ließ sich auf einem Sopha nieder und gab sich ganz dem musikalischen Genuß hin. Es herrschte gar kein Zwang und der Herr des Hauses wünschte, daß seine Gäste sich das Vergnügen des Zigarrenrauchens nicht veragten, wie er denn auch selbst beschaulich seine Zigarre rauchte. War er damit zu Ende, so benutzte er die Dose, die er nebst einem seidenen Taschentuch in der Hand hielt, zum Schnupfen.

Der Violinspieler und der Pianist sind schon längst ermüdet, haben sie doch heute bereits vier Sonaten von Beethoven und Mendelssohn und eine ganze Anzahl von kleinen Solostücken hören lassen. Aber Moltke machte noch immer keine Miene, sich zu erheben.

Da ertönt plötzlich sein Lieblingsstück, das Abendlied von Schumann. Ein heiteres Lächeln des Marschalls bezeugt, daß er die zarte Mahnung der Künstler wohl verstanden hat. Er steht auf und verabschiedet sich mit einem freundlichen Gutenachtgruß.

War, was oft der Fall war, der Geiger Joachim (auch ein Jude) anwesend, wurden einige leichtere Trios gespielt oder der Meister geigte allein Sonaten, Konzerte, ungarische Tänze und zuletzt natürlich das Schumannsche Abendlied.

Moltke bekundete dabei stets lebhaftestes Interesse, erkundigte sich nach dem Titel der einzelnen Werke und gab seinem Gefallen darüber stets freudigen und lauten Ausdruck, wogegen er beim Beginn einer ihm nicht zusagenden Komposition das Zimmer sachte verließ.

Das berühmte Bruch'sche „Kol Nidrei“ mußte gewöhnlich da capo vorgetragen werden, erinnerte doch dieses Musikstück, das bekanntlich aus orientalischen Weisen zusammengesetzt und das heiligste Gebet der Israeliten an ihrem Versöhnungstage ist, den greisen Feldherrn lebhaft an seine vielen Reisen durch den Orient.

(Fortsetzung folgt.)

□□□□

Guck in die Welt.

Vom jüdischen Handwerk im alten Litauen. Die ersten jüdischen Handwerker im alten Litauen werden wohl Schneider und Metzger gewesen sein, entsprechend den Religionsvorschriften, die diese Berufe in der jüdischen Gemeinde zu erfüllen hatten.

Die Schneider hatten die Mischung von Geweben aus Wolle und Leinen zu besorgen, den Metzger lag das rituelle Schächten ob. Erst später, den wachsenden Bedürfnissen entsprechend, mögen sich diesen Handwerkern andere zugesellt haben. Im allgemeinen ent-

wickelte sich das jüdische Handwerk aber sehr langsam. In der erste Zeit war das Verhältnis zu den christlichen Innungen recht gift, erst im 16. Jahrhundert trat hierin eine Aenderung ein; es gab Reibereien und die christlichen Innungen verfolgten alle Fremden. Die jüdischen Handwerker waren lediglich auf die Tätigkeit für ihre Glaubensgenossen angewiesen, denn die Christen hielten es für eine Sünde, bei jüdischen Handwerkern zu kaufen. In Grodno bestand die Einrichtung, wonach die jüdischen Handwerker alljährlich am Fronleichnamstage sechs polnische Gulden und zwei Pfund Pulver an die christlichen Innungen abzuführen hatten. Dafür wurde den Juden das Recht eingeräumt, ihr Handwerk frei auszuüben und ihre Waren zu verkaufen.

Im allgemeinen war die Lage der jüdischen Handwerker nicht allzu rosig, aber mit der Zeit wuchs die Nachfrage und die Juden wandten sich auch dem Buß- und Luxusgeschäft zu. In dem Maße, in dem sich das jüdische Handwerk ausbreitete, wuchs auch das Bedürfnis des engeren Zusammenschlusses. So entstanden zu Anfang des 17. Jahrhunderts die jüdischen Innungen. Die Mitgliedschaft war an ganz bestimmte Gesetze gebunden; das aufzunehmende Mitglied mußte zwei Jahre

als Lehrling und ein Jahr als Gehilfe beschäftigt gewesen sein. Nur Verheiratete konnten Innungsmitglieder werden. Drei Jahre lang mußte das neue Mitglied auf das Recht verzichten, Hilfsarbeiter und Lehrlinge einzustellen, auch war ihm das Recht versagt, an den Wahlen teilzunehmen. Die Innungsmitglieder mußten sich verpflichten, sich gegenseitig keine Konkurrenz zu bieten. In den Innungsstatuten war genau festgelegt, wieviel Hilfsarbeiter und Lehrlinge ein Mitglied beschäftigen durfte: einen Gehilfen und zwei Lehrlinge. Dem bessergestellten Handwerker war indessen gestattet, auch mehr Gehilfen zu beschäftigen. Die Gehilfen standen in Kost und Logis und erhielten auch etwas Geld, die Lehrlinge dagegen nur Kost. Der Rabbiner, der zu jeder Innung gehörte, übte zugleich richterliche Gewalt. Er hatte die Verträge zwischen Meister und Gehilfen festzulegen und die Geschäftsbücher der Innung in Ordnung zu halten; auch lag es ihm ob, alle Zwischenfälle zu schlichten. Neben den professionellen Interessen kümmerte sich die Innung auch um die religiösen Bedürfnisse ihrer Mitglieder: der tägliche Besuch der Synagoge war obligatorisch. Religiöse und Familienfeste wurden gemeinsam begangen.

Briefkasten der Redaktion.

Adolf Br. in H. Sambation oder Sabbatfluß ist ein sagenhafter Strom, der die ganze Woche hindurch Steine und Gerölle unter weithin hörbarem Getöse zu Tale führt, am Sabbat aber stille hält. Auf diesen Fluß bezieht sich das von Professor M. Antischerl verfaßte, in der letzten Nummer abgedruckte Gedicht.

Briefkasten der Administration.

Arn. Herm. in Bi. und mehreren Anderen. Wir bedauern, gegen Nachnahme keine Bücher versenden zu können. Im Gegenteil, wir bitten, den Bestellungen die entfallenden Beträge beizufügen, was bei Postanweisungen ein Leichtes ist. — Alex. Ad. in N. Wenn wir etwas auf unser höfliches Ersuchen von Ihnen zugesandt bekommen hätten, so ist doch selbstverständlich, daß wir uns zumindest bedankt hätten.



המשך.

Fortsetzung.

Arbeit	עבודה	Name	השם *)
Land	ארץ	bewachen	השגיח
auf — über	על	alles	כל
Haus	בית **)	segnen	ברך

השם משגיח על-כל. השם מברך את - עבודת האפר.
האפר עובד לביתו ולארצו.

*) Name: hier Gott = Gottesname, damit das Wort Gott nicht mißbraucht wird, bedient man sich dieser Umschreibung.

**) In diesem Zusammenhange Haus = Familie.

Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 11 lautet:

Der Gärtner pflanzt die Bäume, die Sonne beleuchtet sie. Der Regen befeuchtet die Erde. Die Ernte wird reif.

Die Auflösung der Bilderrätsel aus Nr. 11 lautet: Simson — Jerobeam.

Der Rätsel:

1. Eulenspiegel. 2. Blumenstrauß. 3. Ruben — Rubin.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Wandelrätsel.

Mit „B“ ist es sehr zähe,
Mit „F“ nicht vollständig,
Mit „G“ ein Besuch,
Mit „H“ sehr eilig.

Silbenrätsel.

a, a, a, bi, cheb, hi, ho, ko, lech, li, me, naf, ob, ra, rach, rat, reb, ri,
ron, ta, u.

Aus vorstehenden Silben sind Worte zu bilden, welche folgende Bedeutung haben:

1. Stadt aus der biblischen Geschichte.
2. Ein Prophet.
3. Berg aus der Bibel.
4. Sohn Jakobs.
5. Held aus der Zeit Davids.
6. Ein Widerspenstiger.
7. König aus der Zeit Abrahams.
8. Ein Berg.

Die Anfangsbuchstaben geben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines jüdischen Festes.

Statt besonderer Anzeige.

Unser Sohn Salomo wird **א'י'ד'** am Sabbat den 15. VI. 1918 **פרשת קרה** um 10 Uhr Vormittag in der Synagoge zu Baden bei Wien als **בר מצוה** feierlich zur Thora aufgerufen.

Empfang der Gäste und

דרשה des **בר מצוה** (**ד' ר' ביצה ד' ה')** finden in unserer Wohnung, Erzherzog Rainer-Ring 11, um 3 Uhr Nachmittag statt, zu welcher wir unsere Freunde und Bekannten herzlichst einladen.

Baden bei Wien im Juni 1918.

Dr. Samuel Rappaport und Frau Blume geb. Kadinski.

Zu Barmizwah und sonstigen Gelegenheitsgeschenken sind die ganzen Jahrgänge unserer Zeitschrift besonders gut geeignet. Wir überlassen dieselbe so lange noch der kleine Vorrat reicht für je K 8.— nebst Porto 50 h.

**Ein Geschenkwerk
ersten Ranges.**

In neuer Ausgabe und prachtvoller Ausstattung das berühmte Prachtwerk

Prof. Dr. Jul. Fürsts illustrierten Fünf Bücher Moses

mit deutscher Übersetzung, erläuternden Anmerkungen und **über 230 Bildern, Karten und Illustrationen.** Preis in Prachteinband **K 24.—** nebst K 1.— Porto

„SIPPURIM“

Ghettosagen, jüdische Mythen u. Legenden.

Volksausgabe

broschiert K 5,—, gebunden K 6.— nebst 30 h Porto.

Durch unsere Administration zu beziehen. Den Bestellungen bitten wir den Kostenpreis nebst der Portogebühr beizulegen, sonst könnten die Bücher nicht versendet werden.

Eventuell besorgen wir über Wunsch auch andere jüdische Bücher.

Es ist vaterländische Pflicht, die VIII. Kriegsanleihe zu zeichnen.

KAEMPF (Prof. S. I.)

**Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus
dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert.**

INHALT: Metrische Uebersetzung der 10 Makamen des Charisi, sowie anderer hervorragender Dichtungen neuhebräischer Poesie als: Sal. Ibn Gabirol, M. Ibn Esra, Jehuda Halevi.

K 4.50 franko Haus. Dasselbe in der Ursprache (hebräisch) **K 10.**

Ist durch uns zu beziehen. Bestellungen ist der Kostenpreis beizulegen.

Handelsschule Wertheim

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis

PRAG, POŘČ 6.

I. Stiege: Direktorat und Sekretariat.
II. Stiege: Herrenscheule.
III. Stiege: Damenschule und Praktikantstube. } alles im I. Stock.

42. Unterrichts-Jahrgang auf Grundlage von 18j. Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. — Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhenden Unterricht.

Die Volksvorschusskassa in Prag, Königshofergasse Nr. 14

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Fakturen-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit $4\frac{1}{2}\%$. Ist Zahlstelle der jüdischen Kolonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Lst. zu haben sind. Die fälligen Kupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

500.000 K Garanti-fond.

Zeichenstelle für die VIII. Kriegsanleihe.

Zur Ausführung aller Arten

TELEPHON 2941.

Drucksorten empfiehlt sich

BUCHDRUCKEREI



RUDOLF GRÜNHUT

G. M.

B. H.

Prag V. Meiselgasse 17, vis-à-vis dem Jüdischen Rathause

Druck von Rudolf Grünhut, Gesellschaft m. b. H., Prag V.